

Die Welt



Redaction
und Administration:
WIEN
IX., Türkenstrasse Nr. 9.
Telephon 14199.

Erscheint jeden Freitag.

Zuschriften sind nicht an einzelne Personen, sondern an die Redaction oder Administration: Wien, IX., Türkenstrasse Nr. 9, zu richten.
Unfrankierte Briefe werden nicht angenommen und Manuscripte nicht zurückgesendet.
Sprechstunden der Redaction: Montag, Mittwoch und Freitag von 3—4 Uhr.

Preise der Anzeigen:
Die viermal gespaltene Petitzeile
20 Heller.
Der Inseratentheil
wird Dienstag abends geschlossen.
Einzelne Nummern 30 Heller.

Bezugspreise: Oesterreich-Ungarn: ganzjährig 12 Kronen, halbjährig 6 Kronen. Für das Ausland: Deutschland ganzjährig 13 Mk. 70 Pf., halbjährig 6 Mk. 85 Pf., England ganzjährig 14 Shg., halbjährig 7 Shg., Russland ganzjährig 7 R., halbjährig 3 R. 50 Kop., Schweiz, Frankreich, Italien, Türkei, Rumänien, Bulgarien, Serbien, Griechenland, Aegypten ganzjährig 17 Frcs., halbjährig 8 Frcs. 50 Cts., Amerika ganzjährig 3 Doll. 40 Ct.

Nr. 31.

Wien, 3. August 1900.

4. Jahrgang

* * * Wenn wir solidarisch wären . . .

Was nützt alles Jammern, welchen Zweck hat es, wenn wir den berufenen jüdischen Wohlfahrts-einrichtungen den gerechten Vorwurf machen, dass sie es verabsäumt haben, die seit so vielen Jahren drohende Krise der rumänischen Auswanderung zu verhüten? Gewiss, die „Alliance Israélite“, auf die wir älteren Leute so grosse Hoffnungen gesetzt haben — die Jugend von heute kann sich keinen Begriff davon machen, mit welcher Begeisterung uns die Schöpfung des unvergesslichen Crémieux einstmals erfüllte! — hat ihre Pflicht vernachlässigt, ihre Daseinsberechtigung verwirkt. Seit 1878, dem Jahre des Vertrages von Berlin, ist die rumänische Judennoth ein offenes Geheimnis; die Rechtlosigkeit unserer Glaubensgenossen in der Moldau und Walachei wurde mehr als einmal in den Zeitungen aller Culturstaaten discutirt, denn die rumänische Regierung sorgte dafür, dass immer neue Fälle von himmelschreiender Vergewaltigung vorkamen und das Ohr der Oeffentlichkeit bestürmten. Wer erinnert sich nicht des Jahre 1886, da Dr. Gaster, damals eine Zierde der Bukarester Universität, ein hervorragender Linguist und hochverdienter Forscher auf dem Gebiete der rumänischen Sprach- und Literaturgeschichte, von der heimatlichen Scholle vertrieben wurde wie ein Verbrecher, weil er es gewagt hatte, über das barbarische Vorgehen gegen die Juden Klage zu führen? Dr. Gaster hat im freien England ein Asyl und in der portugiesischen Gemeinde Londons als Rabbiner ein Feld segensreicher Thätigkeit gefunden; aber wie viele vernichtete Existenzen hat die Barbarei der rumänischen Regierung auf dem Gewissen?

Alles das war der ganzen civilisierten Welt bekannt, konnte also doch wohl auch den Machthabern in der Alliance Israélite nicht ganz verborgen sein, ja, wie uns ein Londoner Würdenträger jüngst gesagt hat, ist den vereinigten Allianzen von Frankreich und England alles, sage alles, was die rumänischen Juden betrifft, bis ins Kleinste offenbar. Und was haben die Herren in den 22 Jahren seit 1878 gethan, um eine acute Krise in der rumänischen Judennoth zu verhüten? Nichts, gar nichts. Und plötzlich war die Auswanderung da, „wie ein Dieb in der Nacht, wie ein gewappneter Mann.“

Doch genug davon. Wir wollen ja keine fruchtlosen Vorwürfe wiederholen, wir wollen keine unnützen Worte verschwenden. Das Elend ist da, riesengross, und wächst allen Wohlfahrtsbeamten über den Kopf. Die Allianzen von Wien und Paris sind rathlos, die Hilfsbereiten sind machtlos, und immer neue Auswanderer pochen an unser jüdisches Herz.

Was ist zu thun?

Ich wüsste wohl, was zu thun wäre, aber ich fürchte mich förmlich, das Mittel zu nennen, so einfach ist es und zugleich so utopistischer Natur.

Wenn wir wirklich solidarisch wären, ein Volk von Brüdern, wie wir es einst waren und doch wieder sein wollen, wenn wir so recht von der Ueberzeugung dieser Zusammengehörigkeit durchdrungen wären, und wenn wir gemäss dieser Ueberzeugung die Pflicht empfänden, unseren verfolgten Brüdern zu helfen, dann wüssten wir wohl, was wir mit den Aermsten anzufangen hätten. Denkt Euch nur, wie leicht es eigentlich ist, einige tausend entwurzelte arbeitswillige und arbeits-tüchtige Juden auf eine Million sesshafter, brot-erwerbender Juden zu vertheilen! Es ist natürlich keine Rede von einer Auftheilung im Sinne einer Absorption; wir wissen alle, dass das keine Hilfe ist. Es geht den Sesshaften schlecht genug, viel zu schlecht, um auch nur einige tausend Flüchtlinge zu erhalten. Nein, nur von einem momentanen Auskunftsmitel ist die Rede, von einer Hilfe, die jetzt in dieser Stunde so dringend nothwendig ist, weil tausende von Männern und Frauen, Greisen und Kindern unter dem freien Himmel über-nachten und um ein Stück Brot betteln, in Rumänien, in Kleinasien, in Cypern, in Wien, in Hamburg, in London — wo nicht?

Gottseidank sind noch immer soviele Juden-gemeinden in Europa, Gemeinden mit ungeheuren Budgets, dass eine systematische, wohlorganisierte Auf-theilung keiner von ihnen eine unerträgliche Last auf-bürden würde. Nehmen wir an, jede grössere Cultus-gemeinde wie Czernowitz, Lemberg, Krakau, Brünn, Wien, Prag — ich folge dem Wege der Auswanderer — hätte für eine kurze Zeit je hundert Flüchtlinge übernommen: Wie klein wäre da die Last, wie gross die Hilfe gewesen, welches Elend hätte man dadurch mit verhältnismässig geringen Mitteln beseitigt! Und

was die Hauptsache ist: die überstürzte, wahnwitzige Auswanderung nach Kleinasien, nach Cypern, nach Canada, die planlose Flucht, die an gehetztes Wild erinnert, wäre den Unglücklichen erspart geblieben.

Und wenn man es recht bedenkt — warum nicht noch jetzt, da täglich neue Wanderer über die Grenze gehen, die Auftheilung versuchen? Wie ich mir eine solche Auftheilung denke? Du lieber Himmel, ich habe sie in mehr als einer Gestalt, bei mehr als einer Gelegenheit gesehen. Wie oft haben wir in meiner Heimat, einer kleinen Stadt der Lombardei, Einquartierungen gehabt, die Wochen, ja Monate dauerte! Es war nicht angenehm, hat aber keine Familie ruiniert. Und erinnert sich kein Würdenträger in den grossen Cultusgemeinden der Zeit, da wir Juden Gastfreundschaft im grössten Stile übten, da wir es noch für eine selbstverständliche Tugend hielten, jedem Fremden, dem wir in der Synagoge begegneten, einen Platz an unserem Tische zu bieten? Der Gedanke einer Auftheilung in diesem altväterischen Sinne hat für mich keinerlei Schrecken. Alle Berichte stimmen darin überein, dass die Auswanderer wohlgesittete, gesunde, reinliche, zum Theile sehr gebildete Menschen sind. Was spricht dagegen, solchen Glaubensgenossen buchstäblich Gastfreundschaft zu erweisen? Aber ich weiss, die modernen Juden würden sich mit Händen und Füssen gegen eine solche Einquartierung sträuben. Nun denn, so ist sie auch nicht gemeint. Wenn die Cultusgemeinde von Wien 100 Flüchtlinge während eines Monats beherbergt, so kostet sie das, hochgegriffen, dreitausend Gulden. Was bedeutet eine solche Summe für eine Wiener Cultusgemeinde, was würde das Zehnfache angesichts der furchtbaren Krise in Rumänien bedeuten?

Wir brauchen Zeit, wir müssen uns fassen, uns berathen, die vorhandenen Mittel organisieren. Dazu sind vier Wochen genug. Während dieses einen Monats kann das Auswanderermaterial gesichtet, auf seine Fähigkeit geprüft sein. Wir werden wissen, wer etwa die Eignung hat, in Canada den Boden zu bebauen, wer die Kraft und den Willen hat, in den Sägemühlen der grossen amerikanischen Wälder sein Brot zu verdienen. Dann werden wir aber auch darüber orientiert sein, worüber die gemein-jüdischen Wohlfahrtsanstalten, wie die Allianz und Ica, eigentlich immer orientiert sein sollten, in welchen Ländern dieses, in welchen jenes Gewerbe jüdischen Ansiedlern Nahrung und Duldung verspricht. Von diesem Wissen geleitet, kann dann die systematische Auswanderung beginnen.

Findet man, dass ein Monat zu kurz ist, um eine solche Arbeit zu leisten? Gut, wir geben auch zwei, drei Monate. Aber die kostspielige Gastfreundschaft, die wir inzwischen den Flüchtlingen erweisen müssen! Nun denn, die rumänischen Juden sind keine Schnorrer. Ich glaube, die Angst vor einer langen unfreiwilligen Gastfreundschaft ist ganz unbegründet. Arbeit hat immer noch ihren Wert, und so viel Arbeit werden die Auswanderer leisten, um ihre Herberge und ihre Nahrung wenigstens zum grossen Theile zu verdienen.

Ist das ein Traum? Der Vorschlag eines weltfremden Utopisten? Vielleicht; bei dem jetzigen Stande des jüdischen Zusammengehörigkeitsgefühles sogar sehr wahrscheinlich. Einst war es anders. Als die polnischen Juden vor den Kosakenschwertern flohen und zu tausenden und abertausenden hilflos die deutsche Grenze überschritten, da gab es keine Alliance Israélite, keine Israelitische Allianz, keine Ica, kein Baron Hirsch hatte hunderte von Millionen für arme Juden gestiftet — aber zurückgeschickt nach Polen wurde keiner, und die kleinen deutschen Gemeinden, welche ihre verfolgten

Brüder aufnahmen, giengen an dieser Gastfreundschaft nicht zugrunde.

Worochta.

Eine jüdische Arbeiter-Colonie.

Von Dr. Leo Zamara.

Eine Bahnstunde von Delatyn entfernt liegt das malerische Huzulendorf Worochta, umgeben von wälderbekränzten Höhen: es ist ein Lieblingsaufenthalt für Sommerfrischler, Curbedürftige und Touristen. Uns interessiert dieses Dorf wegen seiner grossen Dampfbrettersäge der Firma Josias Eissler & Söhne, der sich in jüngster Zeit noch eine zweite kleinere von Frommer & Griffel zugesellt hat.

Die Hälfte der Arbeiterschaft besteht nämlich aus Juden, denselben „arbeitsscheuen“ Juden, von denen es heisst, dass sie nur für leichten Erwerb zu haben sind. Die Firma Eissler hat das Märchen von der Arbeitsscheu der Juden in Galizien gründlich zerstört, sie gibt den jüdischen Proletariern Arbeitsgelegenheit und Erwerb und kommt nicht zu kurz dabei. Für Frommer, den früheren Director dieser Säge, war das Verhalten dieser Firma vorbildlich, und auch er beschäftigt in seinem neuen Werke viele Juden, und auch er kann sich über deren Minderleistung nicht beklagen. Im Gegentheil, allgemein wird anerkannt, dass sie an Fleiss und Pflichttreue den ruthenischen und magyarischen Arbeitern nicht nachstehen und ihnen durch Klugheit, Abichtungsfähigkeit und stete Nüchternheit sogar überlegen sind.

Gäbe es hierzulande nicht so viele jüdische Protzen und Assimilationsnarren, die in ihren Gewerken Juden „principiell“ nicht anstellen, die systematische Erziehung zur Arbeit würde ungeahnte Fortschritte machen, und der Segen der Arbeit würde die Judenschaft Galiziens aus ihrem Elend, dem moralischen und materiellen Verfall retten. Erziehung zur Arbeit!

Man sehe doch den Nachwuchs der Judenarbeiter: kaum flügge geworden, regt er seine Händchen und Füsschen, um den Eltern behülflich zu sein und sich selbst einen Heller zu erarbeiten. Das lungert nicht mehr, in Fetzen und Lumpen gehüllt, an allen Strassenecken, wird nicht mehr Tagedieb und Bettler — ehrliche, stramme Arbeiter, die jedermann achtet, werden aus ihnen heranwachsen, jener vierte Stand, der dem Judenthum noch fehlt und der allein die Grundlage für ein gesundes und entwicklungsfähiges Volksthum abgeben soll.

Da sind wir an den Punkt gelangt, wo unsere humanitären und nationalen Bestrebungen anzusetzen haben, um das Volk für den grossen Zukunftszweck, die Besiedelung des verheissenen Heimatlandes, vorzubereiten.

Interessant ist die Lebensweise der Worochtaer Judenarbeiter, die sich in Wald-, Platz- und Sägearbeiter gliedern. Um 5 Uhr früh beginnt das Tagewerk und dauert mit einer kurzen Frühstücks- und einstündigen Mittagspause bis 6 Uhr abends. Die Säge arbeitet auch nachts und die Sägearbeiter lösen einander regelmässig ab.

Unter der gegenwärtigen, ebenfalls jüdischen Direction sind schöne Arbeiterhäuser entstanden, sowie eine musterhafte Schule für die Arbeiterkinder. Aus früheren Zeiten zurückgeblieben sind noch zahlreiche „Kolyben“, das sind höchst primitive Bretterzelte, in denen Partien von zwölf bis zwanzig Mann — ausschliesslich unverheiratete Arbeiter — wohnen. Ihre Nahrung besteht fast ausschliesslich aus Kukuruzmehl-Brei mit Zwiebeln — an Wochentagen. Am Sabbath, den die meisten feiern — es herrscht kein Zwang — gestatten sie sich eine Suppe, gekochte Fisolen, Weissbrot und wohl auch ein Stückchen Fleisch dazu. Der Schnaps zum Kidusch fehlt auch nicht. An einem einge-

